

Dux helvetiorum

Autor(en): **Ernst, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **9 (1941-1942)**

Heft 2

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759570>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dux Helvetiorum

Fragmente über Dufours Frühzeit

Von Fritz Ernst

Es gibt Biographien, die man immer neu — besser gesagt: an denen man immer weiter schreiben kann und muss. Ihre Abfassung wird begleitet von dem Glauben, dass das Dankenswerte, das in Frage steht, nicht ganz erschöpft und nie ganz zu erschöpfen sei. Solch eine Biographie kann nur einer Persönlichkeit gelten, die geistig reich, geschichtlich massgebend und damit allgemein bedeutungsvoll geworden ist. Die aufgezählten Bedingungen finden sich ohne Vorbehalt erfüllt im Fall des Generals Dufour. Er war gleichermassen begabt an Verstand wie an Gemüt, ein makelloser Offizier, ein glänzender Lehrer, ein geborener Führer, ein verdientester Gelehrter, ein selbstloser Politiker und ein geschickter Diplomat, ein prachtvoller Schriftsteller und ein vorbildlicher Bürger. Wahrscheinlich war er keins von allem, wohl aber alles zusammen bis zur Genialität. In ihm hat sein Vaterland, das er liebte und ungewöhnlich förderte, gleichsam seinen Idealausdruck gefunden. Es scheint unmöglich, sich über ihn in noch so unzulänglichen Fragmenten auszusprechen, ohne dass dies dabei nicht abermals und irgendwie zum Ausdruck käme.

I

Guillaume-Henri Dufour wurde als Sohn eines Genfer Uhrmachers, der aus politischen Gründen ausgewandert war, in Konstanz am Bodensee geboren. Dieser Umstand spielt aber in seinem Leben keine Rolle: die Eltern kehrten 1789 mit dem erst zweijährigen Sohn nach Genf zurück. Dasselbst erlebte er den Umsturz und die Annexion von 1798. Er war nunmehr Franzose.

Diese Tatsache spielt in seinem Leben die denkbar grösste Rolle. Als Schüler der Ecole Polytechnique, in die er zwanzigjährig mit ursprünglich ziviler Berufsabsicht eintrat, lernte er Paris in seinem höchsten Glanze kennen. Er sah im Louvre den Kaiser; er sah im Schauspiel Talma; er erlebte die Inspektion des bahnbrechenden Monge; er war dabei, als das Herz Vaubans, der die moderne Befestigungskunst erschuf, in den Invalidendom überführt wurde. Was aber von Vaubans Geist noch fortwirkte, das nahm er in sich auf als Zögling der Ecole du génie in Metz. Sein späteres Lebenswerk lässt sich ohne dieses Fachstudium nicht denken. Wir fühlen uns daher veranlasst, schon hier das Grundthema seiner Biographie anzugeben. Die eine grosse Leistung Dufours bestand darin, dass er sich durchdringen liess von der Kultur und Konstruktivität des napoleonischen Zeitalters. Die andere, grössere Leistung Dufours bestand darin, dass er sich der napoleonischen Mythologie entwand und im kleinen heimatlichen Kreis ein Werk eigenen Gesetzes aufbaute. Ehe dies aber geschah, erlebte er im Heer Napoleons die Feuer- taufe: nicht unter den Augen des Kaisers, nicht bei einer der kontinentalen Entscheidungsschlachten, sondern bei Gelegenheit von Scharmützeln um ein fernes Eiland.

II

Zu den meistumkämpften Gestaden im Mittelmeer gehört Korfu, das antike Corcyra. Die sagenhafte Insel der Phäaken war nacheinander griechisch und römisch, germanisch und slavisch, normannisch und venezianisch. Mit dem Zusammenbruch des Dogenstaates wurde Korfu französisch und bildete seither einen Zielpunkt der englischen Flotte. Der kleinen französischen Garnison Korfus gehörte auch der junge Genie-Offizier Dufour an. Zu allen Zeiten fleissig, schrieb er nebenbei und ohne jedes Hilfsmittel eine Abhandlung über die Perspektive. Immer auch ein wenig Humanist, genoss er den Duft der unverblühten Gärten des Alkinoos. Ein homerisch ganzer Mann, übersah er nicht, welche hübsche Töchter in ihrem Reich Nausikaa hinterlassen hatte. Zuweilen wurde das Idyll durch den Krieg gestört. Dufour hat Szenen daraus in seinen Erinnerungen festgehalten.

Eines Tages, im Sommer 1813, auf der Rückkehr von einer Aufklärung längs der Festlandküste, wurde sein Schiff in der Nähe des korfiotischen Südkaps in Brand geschossen. Dufour blieb der Geistesgegenwart, die ihn zeitlebens auszeichnete, auch in diesem Augenblicke treu: zur flammenden Fackel geworden, stürzte er sich in voller Uniform ins Meer. Vom Sieger im ungleichen Kampf gefangen, bedurfte der vom Haupt bis zu den Füßen mit Wunden Bedeckte der Pflege, die nicht die sachkundigste war. Die angewandten Medikamente brachten ihn um das Bewusstsein und beinahe um das Augenlicht. Das starke Naturell allein liess ihn eine solche Heilkunst überleben. Auf diese Prüfungen rückblickend schreibt er mit heiterem Stolz: „Ich kann also sagen, dass ich im Leben ein bisschen alles versuchte — ich war taub und blind, verbrannt und vergiftet.“

Dufours Kriegsgefangenschaft, im Grund nur eine Konsignierung in Korfu selber, dauerte nicht lange: er wurde alsbald, infolge freundlicher Vermittlung, gegen einige Engländer ausgetauscht. Während der Hundert Tage stand er in Lyon. Nach dem endgültigen Sturz Napoleons hatte er seinem Schicksal aus eigenem Entschluss die endgültige Richtung zu geben. Es war die Zeit, da Genf eine dreihundertjährige Freundschaft durch den Beitritt zur Eidgenossenschaft als deren XXII. Ort krönte. Um Frankreich weiter zu dienen, was nahe gelegen hätte, musste Dufour sich naturalisieren lassen zugunsten einer Dynastie, welche für die Grande Armée keine Pietät empfand. Um in Amerika sein Glück zu machen, woran er einen Augenblick dachte, musste er Abenteurer werden, was ihm unendlich ferne lag. Um in sein Vaterland zurückzukehren, musste er nur sein Herz befragen. Er liess sich nieder im ererbten Gemeinwesen, das Sainte-Beuve einmal nannte „einen kleinen Staat und eine grosse Stadt“.

III

Dufour wohnte in Genf lange Jahre an der engen steilen Rue Etienne Dumont. Seiner bescheidenen Wohnung gegenüber lag die bescheidene Wohnung Töpfers, des biedermeierisch begütigenden, sanften Humoristen. Man kann dessen Welt als Neugieriger etwas ärmlich, als Uneingeweihter sogar etwas fade finden. Aber man kann nicht bestreiten, dass hier ein Lebens-

kreis ganz aus sich heraus entwickelt, ganz in sich geschlossen wird. Man kann nicht bestreiten, dass in dieser gläubigen Begrenzung eine Lokal-Religiosität enthalten war, die einer exemplarischen Lokal-Aktivität in hohem Mass entgegenkam. Wir möchten die Wichtigkeit dieser atmosphärischen Bedingung für Dufour, ohne Gefahr der Ueberbetonung, nicht gering einschätzen.

Genf zählte damals nur 22 000 Einwohner und hatte eine Epoche der Unterdrückung, der Verarmung, des Blutverlustes hinter sich. Die Restauration bedeutete für Genf die Freiheit, die Erstarkung, eine neue Blüte. Erst der Wienerkongress hatte den territorialen Zusammenhang Genfs mit der übrigen Eidgenossenschaft geschaffen. Erst die dadurch erschlossenen Möglichkeiten entbanden den gesamten in der Bürgerschaft wartenden Tatendrang. Dufour war für diese Zeit des Uebergangs das vorbestimmte Werkzeug. Und zwar, bei seiner schwer vorstellbaren Vielseitigkeit, durch sein Hauptamt. Wie sehr es zur Signatur seines Charakters gehören mag, dass er Dozent und Architekt, Mitglied des Grossen Rats und später des Consistoriums gewesen ist — was er für Genf getan, das tat er als Kantonsingenieur.

Dufour hat sich als genferischer Kantonsingenieur grösster und kleinster Dinge angenommen. Auf seine Planung oder Durchführung gehen zurück Plätze und Promenaden, Quais und Brücken, ein Wasserwerk und eine Beleuchtungsanlage, die Orangerie im Botanischen Garten und die Rousseau-Insel in ihrer heutigen Gestalt. Daneben war er bedacht auf die Errichtung eines seither erneuerten Pegels zur Messung der Seehöhe und des unverändert bestehenden Alpen-Panoramas, das dem Einheimischen und Fremden das Paradies bis an den Horizont entziffern hilft. In hohen Jahren wurde er noch gebeten, das Bundesdenkmal vor dem Jardin Anglais aufzustellen. Genf ist die Stadt Calvins und die Stadt Rousseaus, es ist auch die Stadt Dufours. Das wäre für ein Menschenleben schon genug. Im Falle Dufours kommt hinzu, was er der Schweiz gewesen ist.

IV

Die Alte Eidgenossenschaft hinterliess ein militärisches Trümmerfeld, auf welchem weder die Helvetik noch die Mediation

ein dauerhaftes Gebäude zu errichten in der Lage war.¹⁾ Wenn wir die hohen menschlichen Eigenschaften bedenken, die in jenen Epochen eindrücklich zutage traten, so müssen wir zugeben, dass solche auch ohne militärische Bewährung möglich sind. Wenn wir uns aber die Schädigungen jeder Art vor Augen halten, welche sich aus solcher Absenz ergaben, so werden wir über die Diskrepanz zwischen ziviler und soldatischer Haltung nicht leichten Herzens hinweggehen wollen. Tatsächlich hat erst die Restauration unter der Herrschaft des Bundesvertrags von 1815 die moderne eidgenössische Armee erstehen lassen. Dessen Artikel VIII verordnete, bei möglichster Wahrung der kantonalen Rechtshoheiten, eidgenössische Ueberwachung des aus den regionalen Kontingenten zusammengesetzten Bundesheers, Ernennung eidgenössischer Obersten und eines Generalstabs, im Notfall eines Generals. Zwei Jahre darauf, 1817, erhielt die Schweiz, unter dem Namen eines Militärreglements, die erste Militärorganisation, die diesen Namen überhaupt verdient. Ihr zufolge waren zur Landesverteidigung — „nach angeerbter Verpflichtung“ — alle wehrfähigen Schweizer berufen. Diesem Prinzip wurde in der Forderung des Bundes an die Kantone allerdings nicht nachgelebt: das Bundesaufgebot umfasste nicht einmal 70 000 Mann, der Artilleriepark nicht einmal 200 Geschütze. Wir wollen über der Unscheinbarkeit der Zahlen nicht vergessen, dass sie den Kern des heutigen Heers der Eidgenossenschaft darstellen. Und das ist noch nicht alles. Auch das Institutionelle, an dem sich dieses Heer emporbilden sollte, geht auf jene Zeit zurück. So wie aus dem Bundesvertrag von 1815 die Militärorganisation von 1817 herausgewachsen ist, so aus dieser 1819 die Militärschule von Thun.²⁾

Das Militärreglement hatte in § 90 eine kleine Militärakademie zu dem Zwecke vorgesehen, „durch gleichförmige Anleitung der Offiziers und Unteroffiziers die notwendige Uebereinstimmung unter den verschiedenen Contingents-Truppen zu bewirken“. Der Besuch der Anstalt war für das Kader der Artillerie

¹⁾ In militärorganisatorischer Hinsicht kommt in erster Linie in Betracht das Allgemeine Militär-Reglement der Eidgenössischen Contingents-Truppen von 1807.

²⁾ Repertorium der Abschiede der eidgenössischen Tagsatzungen aus den Jahren 1814 bis 1848, Zweiter Band, Bern 1876, S. 365 ff.

rie und des Genies verbindlich, für die Infanterie freiwillig. Unter diesen Umständen kam also den Spezialwaffen und ihren Instruktoren zentrale Bedeutung zu. Das galt insbesondere von der Genie-Abteilung, die von Anfang an in Dufours Händen lag, bis er 1832 als Direktor die Gesamtleitung übernahm. Der ehemalige Schüler der Ecole Polytechnique von Paris und der Ecole du génie von Metz, der Mitverteidiger von Korfu und Lyon, war auf dieses Amt gut vorbereitet. Der offenkundige Beweis dafür liegt in dem nachmals öfter aufgelegten umfangreichen Lehrbuch, das er binnen Jahresfrist herauszugeben in der Lage war und betitelte „Mémorial pour les travaux de guerre“. Die drei Haupteigenschaften dieses Werks und aller Werke Dufours sind: Kenntnis der Einzelheiten, Unterordnung der Einzelheiten unter einen Gesamtzweck, Betonung des tragenden und allein zulänglichen Geistes. Man lernt also aus diesem Buche, was gemeint ist mit Bonnetten und Traversen, Barbetten und Kurtinen, Bermen und Eskarpen, Faschinen und Sappen, Lünetten und Redouten, Brustwehren, Kaponieren, Palissaden, Fussangeln, Flatterminen, d. h. das ganze Arsenal des Erdgeists. Man lernt aus diesem Buche ferner den Zweck all dieser Veranstaltungen, nämlich „eine gewisse Anzahl von Soldaten in die Möglichkeit zu versetzen, einer grössern Anzahl Widerstand zu leisten“. Und man lernt schliesslich aus diesem Buche, unter welchem Führer allein man das gesteckte Ziel zu erreichen hoffen darf. Wir lesen bei Dufour, in bewusster oder unbewusster Abwandlung eines Worts von Machiavell, man müsse den Vorgesetzten fürchten und lieben — „il faut qu'on le craigne et qu'on l'aime“.³⁾

Das behandelte Memorial beschäftigte sich nur mit Feldbefestigungen vorübergehender Bestimmung. Binnen zwei Jahren gab Dufour hiezu die Ergänzung durch die mächtige Abhandlung über Dauerwerke, d. h. die eigentlichen Festungen, unter dem Titel „De la fortification permanente“. Darin konnte er naturgemäss nicht etwas vollkommen Anderes, sondern nur unter einem bestimmten Gesichtspunkt Abweichendes darstellen. Das mag mit verursacht haben, dass dem Historischen ein grösserer Platz eingeräumt wird und das Rhetorische hie und da das

³⁾ „è molto più sicuro essere temuto che amato, quando si abbia a mancare dell'uno de' dua.“ (Machiavelli, „Il Principe“, cap. XVII).

Wort ergreift: Dufour empfindet das Bedürfnis, oft entwickelten Begriffen ihre Geschichte beizugeben, oft gezeichnete Formen in plastischer Funktion zu sehen. Man darf ihn übrigens nicht missverstehen. Wenn er die Festung lobt, so tadelt er damit nicht die bewegliche Truppe. Er ist sich hinlänglich bewusst, dass bei unweisem Gebrauch die eine die andre zu versklaven droht. Sein Gedanke ist nur, dass armierte Stützpunkte ausgesuchter Art dem Heerführer Möglichkeiten erschliessen, die er ohne solche entbehren muss — er wagt selbst die Vermutung, Napoleon würde 1814 in Nordfrankreich sein Schicksal noch haben wenden können, wenn die erwähnte Bedingung für ihn gesprochen hätte. Wie es sich aber auch in diesem oder einem andern Falle mag verhalten haben, Dufour vergisst nicht, dass beschränkte Mittel, woran von allen Staaten vornehmlich der Kleinstaat leidet, nur beschränkte Verwirklichungen auf diesem Felde zulassen. Grenzenlos sei wenigstens der Einsatz der Moral: „Die hochgemute Hingabe der Völker bleibt nie ohne Lohn; um diesen Preis allein dürfen sie hoffen, von der Schmach der Eroberung verschont zu bleiben, wie sie unvermeidlich den Nationen zustösst, in denen der Egoismus die Herzen erkalten liess und die schwach gewordenen Arme sich nur noch erheben können, um Ketten aus der Hand des Siegers zu empfangen. Die hohe Politik behandelt die ersten mit Rücksicht selbst nach einer Niederlage, die zweiten aber als Kleingeld im Tauschgeschäft“.

V

Dufour hat vor, während und nach seinem Thuner Präzeptorat viel geschrieben. Er behandelte dabei Gegenstände, wie die antike Kriegsmarine, die lediglich der Studien — andere Gegenstände, wie die Kunst der Rekognoszierung, die lediglich der persönlichen Erfahrung bedurften. Als in der Mischung beider Elemente schönste Leistung erscheint uns sein 1840 veröffentlichter „Cours de tactique“, den man besser, wie Jomini sein analoges Werk, betiteln würde „Précis de l'art de guerre“. Die beiden Bücher hier nebeneinander zu erwähnen, bestand der weitere Anlass, dass sie, ausser der Aehnlichkeit des Stoffs, auch einen ähnlichen Grad der Vollendung aufweisen: im selben Lebensalter abgefasst, stellen sie die Summe eines Jeden dar.

Jomini mag dabei den Vorrang besitzen an Genialität, Dufour an Ausgeglichenheit. Die letztere ist ja überhaupt sein Wesenszug — im Buch über die Kunst des Sieges schreibt er von den Besiegten: „Hüten wir uns also davor, allzustreng zu urteilen über die unglücklichen Generäle. Bedenken wir, dass wir hinterher vieles wissen, worüber sie im Unklaren gewesen sind, als sie ihre Entschlüsse fassen mussten. Seien wir bescheiden und glauben wir ihnen, dass sie bei besserer Kenntnis der Lage nicht unklüger als wir gehandelt hätten, dass sie andererseits, Kenntnisse hin und her, oft durch die Macht der Verhältnisse vom rechten Wege abgetrieben wurden. Seien wir vor allem gerecht gegenüber denen, die wir als unsre Lehrmeister betrachten müssen. Lassen wir den Umständen ihre Mitverantwortung für begangene Fehler und vergessen wir nicht den Anteil des Glücks an gepriesenen Taten.“

Es war ein Axiom Dufours, dass man den Verstand nicht ohne das Herz unterrichten dürfe. Wenden wir uns den Dingen zu, die bei Dufour naturgemäss an den Verstand appellieren. Was die besten Militärschriftsteller unsres Kontinents seit den Tagen Xenophons beobachteten und durchdachten, breitet er vor uns aus in wohlervognen Aufgaben und Beispielen, Probleme der Heimat mit Problemen aller Himmelsstriche mischend. Jomini wirft in seinem System liebevolle Seitenblicke auf helvetische Belange, Dufour hat dieselben seinem Lehrbuch organisch einverleibt. Dadurch legte er den Grund zu einer schweizerischen Militärwissenschaft mit einem Hang, der vielen unsrer nationalen Güter eignet: mit dem Hang zum Internationalismus. Es ist auch eine Art von Selbstbewusstsein, im selben Rechenschaftsbericht Hannibal und Sempach, Caesar und Näfels, Cromwell und St. Jakob, Friedrich den Grossen und Nancy, Napoleon und Giornico, die Weltgeschichte und die Genfer Escalade zu zitieren! Die allgemeinen Voraussetzungen, die Dufour mitbrachte, sind uns hinlänglich bekannt, eine speziell schweizerische verdient ausdrücklich hervorgehoben zu werden. In seinem ersten, um zwanzig Jahre vorausgegangenen Lehrbuch, dem Memorial über Feldbefestigungen, gebraucht er als Illustration zur Wahl eines idealen Kampfgebietes die Worte des alten Reding an die Schwyzer vor Morgarten, eine meisterliche Rede, die bei jedem antiken Schriftsteller stehen könnte, in diesem

Falle aber Johannes von Müller zum Verfasser hat: es sind Strahlen der Zentralsonne schweizerischer Geschichtsschreibung, die auch Dufours Gemüt erweckten.

VI

Noch liessen wir die Frage unberührt, was für ein Lehrer, in persönlicher Beziehung, Dufour gewesen sei. Es entzieht sich unsrer Schätzung, wie viel erhaltene Erinnerungen von seinem militärisch-pädagogischen Talente reden mögen. Die uns vorliegenden Bekenntnisse bezeugen dasselbe jedenfalls aufs deutlichste. Ganz zu Beginn seiner Tätigkeit muss der welsche Offizier, mindestens auf deutschschweizerische Untergebene, etwas fremdartig, auffällig rhetorisch, ungewohnt dekorativ gewirkt haben. Im Jahre der Eröffnung der Thuner Militärschule schrieb der Zürcher Genie-Aspirant Ferdinand Meyer, sein Instruktor, den er übrigens verehrte, „liebe nach französischer Weise glänzende Phrasen.“⁴⁾ ... Ein um zehn Jahre späteres Tagebuch, in das wir Einsicht nehmen durften, zeigt den Obersten Dufour im Besitz unterrichtlicher Meisterschaft. Wie der Verfasser dieses Tagebuchs, ein anderer Zürcher Genie-Aspirant, J. Heinrich Paur, die zwei Thuner Monate des Sommers 1830 festhält, das hätte das Entzücken Heinrich Pestalozzis ausgelöst. Dufour beherrscht jedwedes technische Hilfsmittel: Demonstration im Theoriesaal und im Freien; stete Mischung der Lehre mit der Anschauung; unermüdliche Uebung und Ueberprüfung; des Dienstes tausend kleine Details nicht minder als den roten Faden der Beharrlichkeit; die hohe Schule des täglichen Exerzierfeldes wie das höchste Erlebnis der überraschend ändernden Natur; Vertrautheit selbst mit dem Gebirge und den Schlachtfeldern zu dessen Füßen — er führte seine Klasse in weitgezogenem Bogen bis an den Morgarten. Man glaubt dem eifrigen Adepten gern, wenn er am Schlusse rührend unbehilflich schreibt, er sei nach Haus zurückgekehrt „mit dem Bewusstsein, wenige Gelegenheiten, etwas Neues und Interessantes zu sehen, zu hö-

⁴⁾ Ich habe diesen Brief Ferdinand Meyers an seinen Bruder Wilhelm auszugsweise mitgeteilt in meiner Notiz: „Aus den Papieren von Ferdinand Meyer“ (Neue Zürcher Zeitung, 12. Mai 1940).

ren und zu lernen, vorbeigelassen zu haben”⁵⁾). Man könnte höchstens gegen uns einwenden, unsre Zeugen, wovon der eine immerhin Vater eines unvergesslichen Dichters und der andre Grossvater eines Soldaten von Leib und Seele war, seien nicht von eigentlich historischer Beweiskraft. Dann bliebe uns nur übrig, einen Kronzeugen im wahren Sinn des Worts ins Feld zu führen. Dufour besass ja unter seinen Thuner Schülern auch einen Prinzen von Geblüt, der ihm im Aufstieg nicht Verehrung, im Glück nicht Hochachtung und im Unglück nicht Zuneigung versagte. Das war Napoleon III.⁶⁾

VII

Von Zeit zu Zeit durchbricht das Leben alle Dämme, in welche Herkommen und Gesetze es gebettet hatten. Es gibt vielleicht verschiedene Grade der Authentizität dieses Phänomens: sicher aber vollzieht es sich unablässig ohne Ende. Die letzten hundertfünfzig Jahre, und darin mit Auszeichnung die Ereignisse des Jahres 1830, bilden den eindrucklichsten Kommentar zu dieser Behauptung. Die Pariser Juli-Revolution vernichtete mit einem Schlage die Stabilität Europas, die man soeben noch für unzerstörlich ausgegeben hatte. Aber nicht nur das: jeden Augenblick konnten die nationalen Ausbrüche international zusammenprallen. Am Jahresende, im Zusammenhang mit den durch Belgiens Abfall von Holland aufgeworfenen territorialen Fragen, schien ein grosser Krieg nichts weniger als ausgeschlossen. Die Tagsatzung zu Bern sah sich am 23. Dezember zu entscheidenden Schritten veranlasst, als deren wichtigster die Wahl eines Generals und eines Generalstabschefs zu betrachten war. General wurde ein fünfzigjähriger Waadtländer St. Gallischer Herkunft, Ch. J. Guiger de Prangins, dessen Andenken, unbestrittener Verdienste unerachtet, nie wirkliche Gestalt angenommen hat. Generalstabschef unter der Bezeichnung eines Oberstquartiermei-

⁵⁾ Ich verdanke Herrn Oberst Max Paur in Kilchberg die Einsicht in sein grossväterliches Erbstück: „Tagebuch, geführt während des Besuches der Eidgen. Militärschule in Thun im Jahre 1830, von J. Heinrich Paur, Genie-Aspirant von Zürich“.

⁶⁾ Vgl. Eugène de Budé: „Napoléon III et le général Dufour d’après une correspondance inédite (1830—1872)“, in der Revue des deux mondes vom Jahr 1904.

sters wurde der um sieben Jahre jüngere Dufour, dessen bei dieser Gelegenheit entfaltete Tätigkeit für ihn und für das Land von grösster Wichtigkeit geworden ist.

Die Mobilmachung wurde vorbereitet, aber mangels Dringlichkeit nur in begrenztem Umfang bis zum November durchgeführt. In der Hauptsache traten lediglich die Divisionsstäbe in Erscheinung mit den Standorten Zürich, Solothurn, Chur, Saint-Maurice und Bellinzona. Das Generalsquartier befand sich in Luzern. Die geleistete Arbeit bezog sich vornehmlich auf Rekognoszierungen, topographische Aufnahmen und Ausarbeitung von Operationsplänen. Die ausländische Beurteilung stand im Zeichen politisch bedingter Hoffnungen und Wünsche. Der österreichische Gesandte liess die Tagsatzung wissen, dass seine Regierung die von der Schweiz getroffenen Vorkehrungen „durch die Zeitumstände nicht gerechtfertigt und mit einer wahrhaft neutralen Stellung nicht völlig in Einklang stehend angesehen habe“. Die Mitteilung des russischen Geschäftsträgers „spricht ihr Bedauern aus über die Befürchtungen und die kriegerischen Massnahmen, welche die Eidgenossenschaft treffen zu müssen meint und welche durchaus alles Grundes entbehren.“ Der Herzog von Broglie, damals Mitglied des französischen Kabinetts, schreibt in seinen Erinnerungen über die in Frage stehende Haltung der Schweiz kurzweg: „Rie ne pouvait mieux nous convenir.“ Diese Meinungsäusserungen haben sicher, über die Konstellation des Augenblicks hinaus, etwas Instruktives an sich. Aber wichtiger ist doch, was die sogenannte Eidgenössische Bewaffnung des Jahres 1831, der seither ihr gezollten Vergessenheit unerachtet, vom schweizerischen Standpunkt aus bedeutete: ersten Anlauf auf dem langen Wege zur hochbewaffneten Neutralität und zugleich Ausgangspunkt eines neuen nationalen Selbstbewusstseins.⁷⁾

Wir haben schliesslich noch die oben geäusserte Meinung zu rechtfertigen, es sei Dufours bei dieser Gelegenheit entfaltete Tätigkeit für ihn und für das Land von grösster Wichtigkeit geworden. Für ihn: zum erstenmal erprobte er das Instrument, das er später so gut handhaben sollte. Für das Land: dem an-

⁷⁾ Vgl. z. B. Ferdinand Meyers Brief vom 1. März 1831 an Bluntschli im „Briefwechsel Johann Kaspar Bluntschlis, hg. von Wilhelm Oechsli“, Frauenfeld 1915, S. 233 f.

gebahnten inneren Gewinn entsprach ein augenblicks greifbares äusseres Resultat. Wir lesen in den Tagsatzungs-Abschieden, diesem nationalen Tagebuch, es sei dem Oberbefehlshaber die Befugnis erteilt worden, „diejenigen Feldbefestigungen, die er im Einverständnis mit dem Oberstquartiermeister zur bessern Sicherstellung des eidgenössischen Bodens notwendig und dringend erachten wird, anlegen und unter der Leitung des eidgenössischen Ingenieurcorps durch die hiezu nötige Sappeur- und Artilleriemannschaft und die erforderliche Zahl Arbeiter ausführen zu lassen“.⁸⁾ Der Oberstquartiermeister Dufour konnte dabei um Rat und Tat schwerlich verlegen sein. Nicht nur waren ganz allgemein Fortifikationen sein Lebenselement — er war sich auch bewusst, was sie seit Römerzeiten im Besondern für die Schweiz bedeuteten. In allen Himmelsrichtungen legte er Hindernisse an, die ihren Sinn nicht mehr verloren. Immer wieder erscheinen künftig die von ihm ins Aug gefassten Stützpunkte, direkt oder in irgend einer zeitbedingten Abwandlung, als Bestätigung seines Defensiv-Systems: der Brückenkopf von Aarberg an der Aare, die Luziensteig vor der Sarganser Lücke, Gondo am Simplon und die von der Natur gewaltig aufgetürmte Rhonesperre bei St. Maurice. Mit Dufour beginnt die moderne Behandlung des Problems der Schweiz als Festung.

⁸⁾ Repertorium der Abschiede etc. Bd. II, S. 544 und Dufours „Cours de tactique“ (Paris und Genf 1840), eines unserer edelsten Schulbücher, worin die militärischen Massnahmen von 1831 verschiedentlich zur Sprache kommen.